



Die beiden Tänzer Lorenzo Malisan und Aya Sone (li.) begleiten Sängerin Leonora Weiß-del Rio.

Foto: HL Böhme

# Wenn die Seelen ums Sofa tanzen

Nach dem Theater in die Kirche: In Freiberg kommen die Stücke „Die menschliche Stimme“ und Pärts „Te Deum“ zu einer Aufführung mit Ortswechsel. Doch der Bezug bleibt nebulös.

VON JENS DANIEL SCHUBERT

In einer „Monooper“ gibt es tatsächlich nur einen Sänger. Bei Francis Poulencs „Die menschliche Stimme“, die am Karfreitag in Freiberg zur Premiere kam, ist es Leonora Weiß-del Rio, die knapp eine Stunde allein singend den Abend gestaltet. Schon das ist faszinierend. Die Frau, die sie darstellt, treibt durch alle möglichen Gefühle. Verklärte Erinnerung, Verlustangst, Bedrückung, Liebe Sehnsucht, Trauer, Wut, Fassungslosigkeit. Ganz rückhaltlos gestaltet sie das. Da gibt es begeisterte Töne und frappierende Ursprünglichkeit, großes Theater und ergreifende Nähe.

## Das Licht folgt der Musik

Die in Freiberg gespielte Orchesterfassung ist facettenreicher als die oftmals zu hörende reine Klavierfassung. José Luis Gutiérrez lockt aus der Mittelsächsischen Philharmonie viele Farben, lässt sie schillern und nuanciert aufleuchten. Die ursprüngliche Stück-Situation ist karg. Das Libretto von Jean Cocteau verzichtet auf alles Ablenkende. Eine Frau, ein Bett, ein Telefon. Unsichtbar auf der anderen Seite der Strippe ihr Geliebter. Was er ihr sagt, erfährt man nur aus ihrer Reaktion. Auch das „Fräulein vom Amt“ und die fremde Frau, die durch

Schaltfehler der Telefonanlage kurzzeitig ins Gespräch geraten, erlebt der Zuschauer nur aus der Reaktion dieser einen „menschlichen Stimme“. Cocteau/Poulenc schaffen eine fast sterile Kommunikationssituation. Wer spricht, sagt in erster Linie etwas über sich.

Natürlich gibt es eine Geschichte. Ihr Geliebter hat sie verlassen, offenbar eine Neue, und ist nicht zu Hause, sondern mit ihr essen. Die Trennung schmerzt. Sie will ihn zurück, bettelt, wirbt und droht. Einen ersten Suizidversuch hat sie schon hinter sich. Man kann das heraushören. Man könnte es illustrieren und so die Absicht der Autoren unterlaufen.

Die Regisseurin Arila Siegert macht es anders. Mit ihrer Ausstatterin Marie-Luise Strandt stellt sie Seelenräume auf die Bühne. Ein Sofa in einem durch vier Säulen begrenzten kahlen Raum. Sich ändernde Lichtstimmungen sind der Musik abgelauscht. Eine Strippe ist nur auf den ersten Blick Telefonkabel. Sie wird zum Netz und zur Halteschnur, zum Leitfaden und Vexierspiel. Die banal-sachliche Grundstruktur des Stückes wird poetisch aufgebrochen. Was dem einen theatrale Anreicherung eines spröden Sujets ist, mag dem anderen als Aufweichung erbarmungsloser Nüchternheit erscheinen. Vorgänge sind Nebensache.

Wie sich die Frau fühlt, welchen Gefühlen und Strömungen sie sich selber aussetzt, meist ausgesetzt ist, ist das Grundkonzept der Inszenierung. Ein Tänzer und eine Tänzerin sind der Sängerin an die Seite gegeben. Im Programmheft wird die inszenierende Choreografin zitiert, sie sei „die Seele“, er „der Tod“. Liest man das im Vorfeld, mag das Stück eine nachvollzieh-

bare Seelen-Handlung bekommen. Ohne die Information, die auf der Bühne nicht dargestellt ist, bewegt sich alles sehr im Ungewissen. Cocteau/Poulenc schwebt man mit der Protagonistin in einem wenig konkreten Raum aus Empfindungen, deren Entwicklungen, dramatische Zuspitzungen und Kulminationen schwer zu greifen sind.

## Zwei rare, spannende Musikstücke

In der Pause nach der Monooper werden die Zuschauer in die gegenüberliegende Nikolaikirche gebeten. Dort spielen die Musiker unter Peter Kubisch und mit Sängern des Opernchores, des Jugendchores „Voice Dance“, dem Freiburger A-capella und dem Leipziger Max-Klinger Kammerchor Arvo Pärts „Te Deum“. Das ist ein spannendes und selten zu hörendes Stück Chorsinfonik. Zweifellos auch in einer ausgewogenen, sehr überzeugenden Darbietung. Wer sich eine Weiterführung der Gedanken der Oper im Konzert erwartet hat, dürfte enttäuscht sein. Eine szenische Umsetzung der Pärt-Musik findet nicht statt. Sie ist weder ein Kontrast zu, noch eine Aufhebung von Poulenc.

Ein „Te Deum“ ist eben kein „Requiem“, wie es das Programmheft zu vermitteln sucht. Auch sonst muss der Zuschauer, wenn er sich darum müht, den Bezug der beiden Teile des Abends selber finden. Es sind zwei rare, für sich durchaus spannende Musikstücke des 20. Jahrhunderts. Die Gefahr, dass sie sich nicht ergänzen und bereichern, sondern gegenseitig neutralisieren, ist allerdings durchaus gegeben.

■ Wieder am 24. und 27. April sowie am 3. und 7. Mai im Theater Freiberg.